

(Nachdruck verboten.)

161

Die Achenbacher.

Roman von Anton v. Perfall.

Der Rundtanz begann. Urban drehte sich mit Burgl in jener hergebrachten feierlichen Ruhe, welche an alte Opfertänze erinnert. Die hastigen Bewegungen, die Würdelosigkeit der Städter, selbst des Präsidenten, stach unvorteilhaft dagegen ab.

Dieser Tanz war ein Kultus, kein bloßes Vergnügen. Dieser Ernst, der für den Fremden etwas Drolliges hatte, lagerte auf dem Antlitz beider. Burgl nahm der Nihilismus auf seine Schwingen. Sie schloß die Augen und dachte an gar nichts mehr. Das blonde Bartgelock Urbans streifte wiederholt ihre Stirn, so sehr sie auch auswich, den Kopf zurückbeugend, und dann schossen glühende Spigen durch ihr Hirn.

Ein Donnererschlag, unter dem die ganze Halle erzitterte, endete plötzlich den Tanz. Ein heftiger Windstoß segte herein und stöberte die sorglose Menge auf wie einen Haufen Stare. Draußen auf der Wiese war ein wildes Rennen und Rufen. Die Fahnen wehten klatschend, die Zelte blähten sich und fingen zu trommeln an. Mergellich brüllte das Vieh. Dieses, schwärzlich graues Gewölk wälzte sich erschreckend nieder, heran gegen den Festplatz. In unheimlichen, bläulichen Lichte leuchteten der See, die Wiesen. Von außen drängten die Flüchtlinge in die Halle, sie bis zur Unmöglichkeit füllend.

Noch lachte man über die Drolligkeit des Gedränges, da erhellte ein greller Blitz den dichtgefüllten glühenden Raum, um ihn gleich darauf in völlige Nacht zu versenken, während draußen die Hölle loszubrechen schien. Ein Orkan stürzte über den Festplatz herein, welchem alle diese, für solchen Anprall nichts weniger als gerüsteten Gebilde ein willkommener Spielball waren. Die losgerissenen Bretter knallten und splitterten, riesige Leinwandsegel flatterten wie Nachtvögel durch den in Strömen herabfließenden prasselnden Regen, der, wie ein dichter, grauer Vorhang, das Werk der Zerstörung aller Augen entzog. Das fortwährende Geknatter des Donners, die blauen Blitze lähmten jeden Entschluß. Man drängte sich schweigend zu einem dichten Knäuel in der dampfenden Hitze der Halle, mit bangem Blicke nach oben, wo die ausgepöhlte Pappdecke einen förmlichen Teufelsabbat hielt, während man außerhalb im prasselnden Regenschleier verschwommene, rätselhafte Gegenstände polternd auftauchen und wieder verschwinden sah. Wie Spreu dahingewehte Maschinen, rollende Fässer, alles erdenkliche Klirrende, Krachende, Knistrende. Die Paare standen noch alle auf dem Podium.

Burgl drängte sich bebend an Urban. Für sie war dieser Hornesausbruch der Natur kein bloßer Zufall. Ihre naive Anschauung konnte sich von dem Gedanken nicht trennen, daß er ihr gelte, ihrer Pflichtverletzung. Der Fluch des Großvaters erfüllte sich!

„Heiliger Gott, der Achenbach!“ preßte sie in Todesangst heraus, die Wasserströme beobachtend, welche über den Festplatz dahinschossen.

Das heraufbeschworene Geipenst des immer drohenden Baches beängstigte auch Urban. Sein krankes, vielleicht sterbendes Weib — bei ihr niemand als der unzuverlässige Lenz! Er drängte die zitternde Burgl von sich und eilte die Estrade hinab.

Vergebens suchte man ihn aufzuhalten, eine Panik hatte ihn ergriffen. Er brach sich mit den Fäusten Bahn, seine ganze Würde vergessend. Sein Ungestüm vermehrte die allgemeine Aufregung, die Verwirrung.

Burgl folgte in der Gasse, die er riß. Hier bleiben, allein? Um keinen Preis! Die Angst würde sie töten. Er merkte gar nicht, daß sie ihm folgte. Es war fast Nacht draußen. Schäumende Bäche schossen kreuz und quer, nackte Gerüste ragten ringsum in die graue Leere, aus der unaufhaltsam die Wasser schossen. Das Gebrüll geängstigter Kinder, der Hufschlag entronnener Pferde, die Angstrufe flüchtiger Obdachsuchender vermehrten den Tumult. Burgl stemmte sich mit aller Kraft gegen den Sturm. Das seidene, durchnäzte Gewand hemmte, ihre Glieder förmlich umklammernd, ihr Vorwärtskommen.

Der Festplatz lag glücklich hinter ihr. Man sah keine zehn Schritte weit. Urban war im grauen Wassernebel vor ihr verschwunden.

Plötzlich hielt sie an. „Ein verstärktes Brausen und Rollen war von den Höfen her vernehmbar — der Achenbach, kein Zweifel!“

Die Anie wankten ihr — der Alte! — die sterbende Frau! — Allein! Verlassen! Sie rief nach Urban, der strömende Regen peitschte ihr in das Antlitz, raubte ihr Atem und Schkraft.

Jetzt mußte der Steg bald kommen, der den die Achenbacherhöhe in einer Kurve umfließenden Bergbach überbrückte.

Das Rauschen schwoh zum Donner an. Gelbe Bogen leuchteten, wo vor wenig Stunden der klare Bach über die Kiesel gerollt war. Der Steg war weggerissen, schwarzes Wurzelwerk schoß gespenstig vorüber, unter dem tosenden Wasser knallten und donnerten die sich drängenden Felsblöcke.

Der unterhöhlte Nasen wich unter ihren Füßen, mühsam hielt sie sich mit der Hand fest, um nicht über die Böschung hinabzurollen.

Einen Augenblick stand die ganze Landschaft in blauem Feuer. Sie erkannte die schwarze Gestalt Urbans, weit oberhalb, einen Uebergang suchend.

Ihr Hilferuf gelte durch das Chaos. Er wurde erwidert. Urban nahte keuchend.

Für die Höfe war augenblicklich keine Gefahr, da der Bach oberhalb nicht ausgebrochen, aber bei der Macht der Elemente war dies jeden Augenblick zu befürchten. Ein schwacher Lichtschein drang durch die Nacht, die jetzt eingefallen, aus dem Lehneranwesen her.

Eine reuevolle Sehnsucht packte Urban nach seinem verlassenen Weibe. Hinüber um jeden Preis! Mit einem Griff packte er Burgl um die Hüfte, preßte sie an sich und watete in den reißenden Strom. Jede Sehne anspannend, strauchelnd, sich wieder erhebend, gelangte er über die Mitte. Da trat er in einen ausgehöhlten Tümpel, das Wasser reichte ihm bis an den Leib. Vergebens strengte er sich an, sich hinaus zu schwingen, ein rollender Stein hatte den Fuß eingeklemmt. Die Last in seinen Armen raubte ihn jede Bewegung, und doch konnte er sie nicht niederlassen, ohne das Leben Burgls zu gefährden.

Ein wilder Fluch ertönte, die Wasser schwellen sichtbar, er rief nach Lenz! Burgl betete laut. Da näherten sich Flammen, springende Flammen, — es nahte Hilfe!

Das gab ihm neue Kraft, es gelang ihm, den Fuß zu befreien, sich auf den Felsblock zu schwingen, von da aufs Ufer — doch er kam nicht dazu, Burgl aus den Armen zu lassen. In der roten Glut einer Kiensackel dicht vor sich erblickte er den Kopf des Achenbachers.

Dieser blickte starr, noch zweifelnd, auf den Mann mit dem Weib im Arme; hinter ihm erschien Flori, ebenfalls gebannt von diesem Anblick. Da stand's vor ihm, das Geipenst, das der Lenz ihm gezeigt auf der Alm.

Burgl fand zuerst Worte. „Danke'n sollst ihm, 's Leb'n hat er mir g'rett!“ sagte sie, in ihrer Erregung in Thränen ausbrechend.

„Danke'n a no?“ Der Achenbacher lachte höhnisch auf. „Recht wär' Dir g'schnehn, ganz recht.“ Er riß sie jäh von ihm weg. „Dirn, elende!“ zischte er, ihre Hand pressend, daß sie einen Schmerzensschrei ausstieß. Das Antlitz, vom Flackerlicht der Fackel unspielt, war wutverzerrt.

„Sei kein Narr! Sie is ja ganz unschuldi! Grad a Zufall, daß i dazua komma bin — in dem Unwetter,“ stammelte atemlos Urban.

„Hat's 'n wegblas'n, den ganzen Schwindel? Gaha!“ rief der Achenbacher.

Ein Blitz flammte auf und beleuchtete den tosenden Bach, die weißen Bogenkämme des Sees, die vom Sturm gepeitschten Bäume und Sträucher.

„Nur zu! Nur zu!“ Lorenz schwang frohlockend die Fackel. „Schlag's z'samm', die ganze Rott!“

Die Wit über den Anblick, der ihm eben geworden, über den Ungehorsam, den Verrat seines Weibes machte ihn toll.

Urban war in der Dunkelheit verschwunden. Das Tosen der Elemente machte jede weitere Auseinandersetzung unmöglich. Lorenz trat, in seinen Verwünschungen fortfahrend, unter welchen er zornige Fragen an Burgl mengte, den Heimweg an.

„Wennst einmal wieder bei Verstand bist, gib i Dir Antwort, eher net,“ war ihre einzige Erwiderung.

In der Stube angelangt, fiel sie völlig erschöpft auf die Bank, sie dachte nicht einmal daran, sich umzuziehen, obwohl das von ihr abfließende Wasser einen Bach am Fußboden bildete.

„Ja, wo kommst Du denn her?“ fragte der Großvater, ihr nasses Gewand betrachtend.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

I.

Der „Vorwärts“ erzählt: Der große Wahlerfolg der Socialdemokratie hat in Regierungskreisen die wildesten Pläne aufsteigen lassen. Man plant nichts weniger als die vollständige Abholzung des Berliner Tiergartens, auf dessen Terrain eine bürgertartige Riesenkaserne mit Übungsplätzen errichtet werden soll, in der volle drei neu zu bildende Armeekorps untergebracht werden sollen. Der Anlaß zu diesem ungeheuerlichen Projekt ist die Befürchtung, daß bei einem Volksaufstand in Berlin für die öffentlichen Gebäude Berlins, die Schlösser, Ministerien, Banken, jetzt kein genügender Schutz besteht. Die patriotischen Bildwerke des Tiergartens werden auf den weiten Kasernenhöfen aufgestellt werden, während das Goethe- und Lessing-Denkmal auf zwei der Berliner Untergrundbahnhöfe Platz finden werden. Weiterhin ist in Aussicht genommen, während Reichstags-, Landtags- und Stadtverordneten-Wahlen alle noch militärpflichtigen Arbeiter Berlins und Vororte zu Übungen in die neue Central-Tiergarten-Kaserne einzuberufen.

II.

Das „Berliner Tageblatt“: Der angebliche Plan des „Vorwärts“ ist so ungeheuerlich, daß wir ihn wiedergeben müssen. Aber es ist bekannt, daß das socialdemokratische Centralorgan, sobald ihm etwas aus höheren Kreisen aufsteigt, so sehr den Verstand verliert, daß es den wahnsinnigsten Unsinn für bare Münze nimmt. Für Zwingburgen ist im 20. Jahrhundert und in Berlin kein Platz! — „Staatsbürger-Zeitung“: Laalienkatsch! — „Deutsche Tageszeitung“: Die Presse sollte wahrhaftig nicht so dumm sein, den gerissenen Sensationsmachern auf den Leim zu gehen und von ihnen Notiz zu nehmen. — „Freisinnige Zeitung“: Daß der „Vorwärts“ auf jeden Schwindel hineinfällt, ist bekannt. Seit dem Tode Liebknechts ist das Socialistenorgan immer mehr herabgekommen. Aber man weiß ja, daß selbst die gewiß wenig anspruchsvollen „Genossen“ wiederholt ihre Unzufriedenheit mit ihrem Organ geäußert haben. Auch Webel äußerte usw. — Die „Post“: Es steckt eine zielbewusste Tendenz hinter solchen Ausstreunungen, so blödsinnig sie sind. Man will einerseits den durch das allgemeine Wahlrecht zu revolutionärem Kraftbewußtsein gezüchteten Genossen eine übertriebene Vorstellung von ihrer Macht einflößen, andererseits sollen die herrschenden Autoritäten als Leute hingestellt werden, die in schlotternder Angst wüste Träume spinnen. Sollte aber ein Körnlein Wahrheit in den Behauptungen des „Vorwärts“ stecken, so kann das nur darin liegen, daß tatsächlich längst bei allen Sachverständigen das Bedürfnis erkannt worden ist, mindestens drei neue Armeekorps im Innern der Stadt zu konzentrieren; der Tiergarten dürfte für diese Zwecke sehr geeignet sein. Alles andre aber ist purer „Vorwärts“-Schwindel. — Die „Kölnische Zeitung“: Erfahrungsgemäß haben sich alle derartigen Enthüllungen des „Vorwärts“ bisher als Schwindel erwiesen. Der „Vorwärts“ hat niemals zu beweisen vermocht, was er mit dreister Stirn beweisen zu können behauptete. Wir erinnern nur an die gefälschten Hummerbriefe, durch die die Ehre unserer Armee besudelt werden sollte, an die Gießereirei usw.

III.

Nach drei Tagen erklärt die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“: Wir sind maßgebenderseits ermächtigt, auf das bestimmteste zu erklären, daß die Geschichte des „Vorwärts“ die wildeste Ente ist, die jemals in dem unzurechnungsfähigen Hirn eines fanatizierten Socialdemokraten ausgebrütet worden ist.

Der „Vorwärts“ spottet über die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“. Chor der Presse: Namen nennen! Beweise bringen! Zammervolle Komödie — leere Ausrede — unglaubliche Dummheit.

Der „Vorwärts“ spottet und schweigt. Die Polizei wird aufgeboten. 50 Mann durchsuchen das ganze Haus. Es wird nichts gefunden. Der Redakteur wird wegen ruhestörenden Lärms in Anklagezustand versetzt. Der „Vorwärts“ ist vergnügt. Chor der Presse: So, nur kann der „Vorwärts“ vor Gericht seine „Papiere“ vorweisen.

IV.

Sechs Monate später. Eine Lokalkorrespondenz berichtet: Feinliches Aussehen erregt es, daß im Tiergarten wieder stark abgeholt wird und daß ein Teil, in der Nähe des Schlosses Bellevue, jetzt für das Publikum vollständig abgesperrt ist. Man fragt sich vergebens, was diese befremdlichen Maßnahmen für einen Zweck haben sollen. Der „Vorwärts“ schreibt: Wir können den Zweck der Übung

leicht erklären. Man will den Berlinern den Tiergarten allmählich abgewöhnen. Und da wir ohnehin noch den Beweis für unsere Tiergarten-Kaserne schuldig sind, veröffentlichen wir nachstehend im Wortlaut einen geheimen Erlaß, den der Kriegsminister nach den Reichstagswahlen an eine Anzahl Ressortchefs gerichtet hat. Man wird dann sehen, daß unsere Erzählung, die wir vor sechs Monaten veröffentlicht haben, lediglich eine Wiedergabe des Erlasses war.

V.

Die „Post“: Hoch- und Landesverrat . . . Diebstahl . . . Sehlerei . . . Unmoral . . . Verworfenheit . . . Majestätsbeleidigung . . . Grober Unfug . . . Aufreizung zum Klassenhaß . . . Umsturz alles Bestehenden . . . Folgen des allgemeinen Wahlrechts . . . Wie lange wird es noch geduldet werden, daß eine Partei, der nichts heilig ist, was alle guten Deutschen verehren, es wagen kann, mittels der ihr von jüdischen Millionären zur Verfügung gestellten Riesensummen überall Spione und Einbrecher zu unterhalten, Beamte zum Treubruch zu verleiten und die wichtigsten Staatsgeheimnisse mittels Entwendung geheimer Papiere zu veröffentlichen . . . Uebrigens enthielt der Erlaß des Kriegsministers nichts, was die Deffentlichkeit zu scheuen brauchte. Der Plan ist eine absolute Notwendigkeit und wir hoffen, daß er bald zur Wirklichkeit werden wird.

Das „Berliner Tageblatt“: Wie wir schon vor einem halben Jahre auf Grund zuverlässiger Informationen melden konnten, besteht die Absicht, den Tiergarten in eine Kaserne zu verwandeln. Jetzt bestätigt nun der „Vorwärts“ unsere damalige Meldung. Der entschiedene Liberalismus ist für solche abenteuerlichen Pläne nicht zu haben.

Die „Freisinnige Zeitung“: Der „Vorwärts“ veröffentlicht einen Geheimerlaß des Kriegsministers, der kein öffentliches Interesse hat. Es ist in ihm von dem Bau einer Kaserne die Rede.

Die „Germania“: Wir erwarten, daß man davon absehen wird, mit diesem Plan etwa den Reichstag zu beschäftigen. Eine Niederlage der Regierung ist gewiß. Das Centrum wird niemals angesichts der traurigen Finanzlage seine Hand zu solchen kostspieligen Unternehmungen bieten.

VI.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“: Wir sind ermächtigt zu erklären, daß der angebliche Geheimerlaß, den der „Vorwärts“ auf unklarer Weise veröffentlicht hat, lediglich eine strategische Übungsarbeit ohne jeden realen Hintergrund ist. Schon die Finanzlage läßt es als ausgeschlossen erscheinen, daß die verbündeten Regierungen mit dieser oder einer ähnlichen Vorlage an den Reichstag kommen werden. Wenn der „Vorwärts“ trotzdem die öffentliche Meinung zu beunruhigen sucht, so verfolgt er damit lediglich revolutionäre Zwecke; mit der Wahrheit haben seine Anstrengungen nichts zu thun.

Die „Kölnische Zeitung“: Die Redakteure des „Vorwärts“ können keinen Tag ruhig zu Bette gehen, ehe sie nicht ihren ständigen Lesern ein Gruselmärchen von den begangenen oder doch beabsichtigten Schandthaten der Regierung und der „herrschenden Klassen“ erzählt haben. . . . Natürlich ist von all den aufregenden Absichten gar keine Rede.

VII.

Drei Monate später: Das „Berliner Tageblatt“ plaudert im lokalen Teil: Der Plan, auf dem Gebiete des Tiergartens eine Riesenkaserne zu errichten, über den wir jüngst aus bester Quelle zu berichten wußten, findet in Berliner Bürgerkreisen immer größeres Interesse. Besonders glauben unsere Hausfrauen, daß durch den vermehrten Zustrom von Soldaten in Berlin die ledige Dienstoffene gelöst werden könnte. Außerdem verhehlen sich namentlich die im Tiergartenviertel wohnenden Mitbürger nicht, daß sie sich bisher tatsächlich in einem schußlosen Zustande befunden haben. Auf den Tiergarten kann man gern verzichten, da wir ja den Volkspark Grunewald haben. Eine feste Kaserne ist wichtiger als ein paar grüne Bäume. Das „V. L.“ feiert dann die Vorausicht und Energie des neuen Kriegsministers.

Die „Kölnische Zeitung“ bringt einen Aufsehen erregenden Artikel über „die Nähe Rußlands“. Es wird darin ausgeführt, daß die Russen binnen kürzester Zeit in Berlin sein könnten. Ihr Bedürfnis nach eisernen Ofstschäfen sei gewachsen, seitdem insolge des Berlin-Stettiner Kanals gewissermaßen die Hauptstadt des Deutschen Reiches ein Ofstschafen geworden sei. In der Mandschurei gefättigt und durch die inneren Unruhen zu Alentungen nach außen gezwungen, strebe Rußland über kurz oder lang offen nach Eroberungen im Westen. Es muß Vorvororge getroffen werden, daß Berlin nicht schußlos den Russen ausgeliefert werde.

Die „Post“ beschäftigt sich zu gleicher Zeit mit der Möglichkeit, daß die Engländer über Hamburg, durch Elbe, Havel und den neuen Teltowkanal in Berlin landen können.

Die „Berliner Neuesten Nachrichten“ entwerfen die Pläne eines drohenden Polen-Aufstandes; die Polen beabsichtigten Berlin zu ihrer Hauptstadt zu machen. Rettet die germanische Kultur!

VIII.

Der „Vorwärts“ belustigt sich an dem Kosakenjahren. Chor der Presse: Die vaterlandslose Internationale vertritt wie immer auch diesmal die Interessen des Auslandes.

IX.

Vorlage an den Reichstag. Zur Errichtung einer Kaserne für drei neue Armeecorps 300 000 000 M.

Der Reichstangler: . . . M. S. ! Wenn aber der Abg. Vebel angedeutet hat, daß diese Vorlage nicht zum Schutz gegen den äußeren Feind, sondern gegen die eigenen Bürger bestimmt sei, so kann ich diese Insinuation dem patriotischen und klaren Urteil der großen Mehrheit dieses Hauses überlassen. (Stürmischer Beifall.)

Abg. Schäbler: Bei der überaus schwierigen Finanzlage besteht im Centrum gar keine Meinung, diese überraschende und bisher unbegründete Vorlage von 300 Millionen zu bewilligen. Die Regierung wird nicht umhin können, uns in der Kommission nähere Aufklärungen zu geben, die sehr gewichtig sein müssen, wenn wir zu der Ueberzeugung gelangen sollen, daß diese Vorlage notwendig sei.

X.

Der Kriegsminister macht in der Kommission vertrauliche Mitteilungen. Nachdem auf Antrag des Centrums 150 000 M. von der Forderung abgestrichen worden sind — die inneren Wände sollen geweißt, statt mit Delfarbe gestrichen werden — wird die Vorlage mit allen gegen die socialdemokratischen Stimmen angenommen.

Chor der Presse: Nieder mit der vaterlandslosen Socialdemokratie!

Der Reichstag bringt nach heftigem Widerstand der Socialdemokratie in einer 56 Stunden dauernden Sitzung, in der die Socialdemokraten alle Zeitungstimmen verlesen über die erste Mitteilung des „Vorwärts“, den Entwurf zur Annahme.

XI.

Aus einem Flugblatt der Reichstagswahlen 1908: Deutsche Männer, Patrioten, nationalgesinnte Mitbürger! Keiner von Euch darf einen Socialdemokraten wählen. Wie tief diese Partei gesunken ist, bewies noch unlängst ihr schmachvolles Verhalten gegenüber der Tiergartenkaserne. Wäre es nach diesen vaterlandslosen gegangen, so würden heute englische Kanonen den Reichstag bombardieren, polnische Horden die Berliner Fabriken niederbrennen, Kosaken die Berliner Weiber und Kinder speien, nachdem sie fürchterlich geschändet . . .

XII.

Ergebnis der Reichstagswahlen: 4 1/2 Millionen socialdemokratischer Stimmen. — Joc.

Kleines feuilleton.

ek. Ein origineller „Kirchweih“-Tanz. Der Brauch der sogenannten „Kirchweihen“ in katholischen Gegenden ist bekannt. Es pflegt da trotz der frommen Benennung recht weltlich herzugehen. In Alfeld in der bayerischen Oberpfalz hatte ich einmal Gelegenheit, anlässlich der Kirchweih einen eignen Brauch zu beobachten. Das Dorf liegt im ehemaligen Pfalzgraftum Sulzbach, dessen Bevölkerung im 16. Jahrhundert viermalig Konfessionswechsel unterworfen war. Dort blüht noch die Melz- und Markt-Schuhmacherei, welche zur Zeit von mehr als dreißig selbständigen Meistern betrieben wird. Sonntag nach Bartholomäi (24. August) findet die Alfelder Kirchweih statt. Ist dieser Tag da, so wird vor einem jeweils in Betracht kommenden Dorfwirtshaus eine durch grüne und rote Schleifen reich verzierte Fichte als „Maibaum“ aufgespiant. Darauf spannt man von den Felskluppen zweier benachbarter Berge („Regel“ und „Schneiderberg“) ein Seil. An diesem wird nun ein mit „Goldflammen“ (Nauschgold) geschmückter Fichtenbusch, an welchem unten eine ebenso verzierte Schweinsblase hängt, so aufgezogen, daß er senkrecht über der Spitze des ziemlich hohen „Maibaus“ schwebt. Der Ursprung dieses Brauchs ist aus jener Zeit herzuleiten, wo die eine Hälfte des Dorfes (Regelberg) zum Pfalzgraftum Sulzbach, die andre (Schneiderberg) zum Gebiete der „freien Reichsstadt“ Nürnberg gehörte. Man wollte damit andeuten, daß die beiden „feindlichen“ Dorfpfälzen wenigstens an diesem einen Tage durch die Schnur und den Busch friedlich miteinander verbunden wären. Am Kirchweihmontage wird der „Baum“ „ausgetanzt“. Den begehrlichen Preis bildet ein neuer Hut für einen der tanzenden Burschen und ein neues Kopftuch für dessen Partnerin. Der Rundtanz um den Baum wird vor 20—30 umscholtenen Paaren ausgeführt. Vor Beginn heftet man etwa drei bis vier Meter hoch einen in Cigarrenform zusammengewickelten Bremschwamm an einem Bindfaden mittels eines Nagels an den Baum. An der Seite, wo er herunterhängt, wird vom Stamm aus ein kleiner Grenzgraben gezogen. Nachdem sämtliche Paare unter Vorantritt der Musik einmal rund um den Baum tänzelnd gegangen sind, tritt die Kapelle spielend auf die Seite; gleichzeitig wird der Schwamm angezündet. Das Mädchen des ersten am „Grenzgraben“ stehenden Paares hat einen Blumenstrauß, der bei jeder Runde am Graben immer wieder an das nächste Paar abgegeben wird. So beginnt nun unter Musikklängen von Oten nach Eiden, Westen gen Norden der Rundtanz. Dabei werden allerhand originelle Runderime von den Tanzenden gesungen. Zum Beispiel:

„Ich geh' ma um 'en Moierbaum,
Ich geh' ma um 'en Blous (Flas),
Dou (hier) kumm' ma de alte Weib'r z'jamun',
Dao (da) woaß a jede woas.“

Dasjenige Paar nun, welches gerade am „Grenzgraben“, ohne denselben überschritten zu haben, anlangt, wenn der Bindfaden abrennt und der Schwamm herunterfällt, erhält Hut und Kopftuch. Stellt sich hinterdrein die Bescholtenheit eines von diesen Weiden heraus, so wird nicht selten der Baum sofort oder in der darauf folgenden Nacht abgeknippt, oder doch wenigstens so gethan. Ist das Geschenk ausgeteilt, so geht die ganze Gesellschaft mit voranschreitender Musik zu dem Wirtshaus, vor welchem der Baum aufgestellt ist. Er wechselt nämlich von Jahr zu Jahr nur zwischen drei von den sechs vorhandenen Gastwirtschaften — „Zum roten Ochsen“, „Ballertwirt“ und „Neuwirt“ —, welche hierzu ein gewisses Realrecht besitzen. Auf jene drei bezieht sich auch ein „G'stanzl“, das entweder schon beim Rundtanz oder beim Einzug in die Schenkung gesungen wird und so lautet:

Der Herr is mei' getreier Hirt,
Der föhret mi zu'n „Neiertwirt“,
Von „Neiertwirt“ zu'n „Ochserwirt“,
Von „Ochserwirt“ zu'n „Ballertwirt“.

Beim Absingen solcher „Stückn“ giebt der Hut-Bursche einen „Stößen“ — das ist ein hölzernes oder blechernes Gefäß in der Art einer Sieflanne — Vier, läßt die Kapelle spielen und trinkt den „Stößen“ mit einem Zuge leer oder versucht es wenigstens. In der Wirtschafft hat jetzt niemand andrer Zutritt, als wer am Tanz teilnahm. Zunächst wird eine kurze „Tour“ getanzt; dann wird der „Busch“, der jenem Burschen gehört, welcher den Hut erhalten hat, herabgelassen und zum Fenster hineingezogen. Währenddem suchen die Kinder den „Busch“ zu erfassen, um die „Goldflammen“ abzureißen und als Siegestrophäe nach Hause zu bringen. Wer den Hut bekam, muß die Kosten für die Musik sowie die Fische für sämtliche Tanzpaare bezahlen. Nach der kleinen Tanztour ist es üblich, daß jeder Bursche seinem Mädchen ein Duzend schon bereit liegender Lebkuchen, Brote, Bratwürste usw. kauft. Hingewidertum hat auch dasjenige Mädchen, welches das Kopftuch erhielt, besondere Auslagen. Sie kauft ihrem Hutmädchen, der sie zu der vierzehn Tage darauf stattfindenden Kirchweih im benachbarten Dorfe Trautmannshof mitzunehmen verpflichtet ist, nachträglich Taschentücher, Kragen, Hosen-träger usw. zum Geschenk. Daß „sackisch“ getanzt und grimmiger getrunken wird, ist bei allem doch die Hauptsache. Ja, es ist schon vorgekommen, daß hintennach, wenn der Dienstagmorgen herauf-rückte, bis 15 Geldflaschen (lederne Zugsentel) fein säuberlich gewaschen und umgebenet in gähnender Leere am Wirtshausfenster hingen — zum tröstlichen Beweise, daß der „Kirchweih-Tanz“ manchem doch ein heidenmähiges Sümmchen gekostet. . . .

Medizinisches.

ss. Die Wiederbelebung toter Herzen. Wenn ein Arzt die Tätigkeit des Herzens studieren wollte, so standen ihm dafür früher nur die betreffenden Organe von Fröschen, Schildkröten und andern Kaltblütern zur Verfügung. Ein Froschherz kann, wenn seine Höhlen von Zeit zu Zeit mit verdünntem Blut gefüllt werden, mehrere Tage lang schlagend erhalten werden, nachdem es aus dem Leib des Tieres herausgenommen ist. Auch die Herzen von Säugetieren in gleicher Weise behandeln zu können, hat man erst in der allerneuesten Zeit gelernt. Im Jahre 1895 hat zuerst Langendorff ein Verfahren zur Wiederbelebung einzelner Herzen von Säugetieren zur längeren Erhaltung ihrer Tätigkeit gefunden, und sein Schüler Rusche hat diese Untersuchungen dann mit größerem Erfolg weitergeführt. Die Wiederbelebung wurde dabei so zu stande gebracht, daß entsprechend erwärmtes Blut unter bestimmtem Druck in die Herzkammer eingeführt wurde. Die wichtigste ergänzende Entdeckung von Rusche war, daß ein Schlagen des Herzens auch durch gewisse Lösungen vermittelt werden konnte, die nur die Hauptbestandteile des Blutes enthielten, z. B. die sogenannte physiologische Kochsalzlösung. Porter benutzte dann außerdem noch eine verdichtete Sauerstoffatmosphäre, in der ein Herz ganze Stunden lang in starker und regelmäßiger Tätigkeit erhalten blieb. Besondere Ergebnisse haben dann weiter die Forschungen von Lode gehabt, der eine jetzt nach ihm benannte Nährflüssigkeit für das Herz empfahl, und zwar eine solche mit Zusatz von Sauerstoff und außerdem von Traubenzucker. Die Lodesche Flüssigkeit soll bei richtiger Zubereitung und Sättigung mit Sauerstoff auf die Wiederbelebung des Herzens völlig ebenso wirken, wie entsaftetes Blut. Auch der russische Forscher Kuliabko, dessen Versuche auf diesem Gebiet jüngst großes Aufsehen erregt haben, sucht ganz auf den von ihm als klassisch bezeichneten Arbeiten Lodes. Er hat nicht nur mit den Herzen von Katzen und Kaninchen, sondern auch mit solchen von Hennen und Tauben experimentiert und sie zu einer regelmäßigen, stundenlang andauernden Tätigkeit wieder belebt. Das eigentlich Verblüffende an den Forschungen des russischen Gelehrten war der Nachweis, daß auch die Herzen menschlicher Leichen von neuem belebt werden konnten. Das Herz eines Knaben begann nach Zuführung der fraglichen Lösung wieder zu schlagen, obgleich es dem Körper erst 20 Stunden nach erfolgtem Tode entnommen war. Die Wiederbelebung hielt bis 30 Stunden nach dem Tode mehr oder weniger regelmäßig an. Die neuesten Thatfachen auf diesem Gebiet stammen dann von Dr. Verlich in Prag, der darüber in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ berichtet. Er hat das Herz eines jungen Hundes in einer Kochsalzlösung vollständig einfrieren lassen, es dann wieder aufgetaut und noch 24 Stunden nach der Herausnahme aus dem Körper zur Wiederbelebung gebracht. Zusammenfassend hebt Dr. Verlich hervor, daß ein in seiner Tätigkeit gelähmtes Herz auch nach bereits erfolgtem

Stillstand, falls dieser nicht länger als 10 Minuten gedauert hat, durch Zuführung einer genügenden Blutmenge in seine Gefäße aufs neue belebt werden kann. Leider hat diese Erkenntnis keinen praktischen Wert, weil das Herz des lebenden Menschen für einen solchen Eingriff unzugänglich ist. Nur durch Einführung einer Stoßsalzlösung in eine Arterie kann dieser Zweck erreicht werden, da diese Lösung dann das Blut zum Herzen treibt. Bei Tieren sind entsprechende Versuche vollkommen gelungen. —

Technisches.

— Die neuen New York-Brooklyner Brücken. Die „Kölnische Zeitung“ schreibt: Als im Jahre 1870 die erste Brücke über den East River nach Brooklyn geplant wurde, glaubten viele, der Verkehr würde die Kosten (15 000 000 Dollar einschließlich von Grund und Boden für die Auffahrt) nicht lohnen. Es stellte sich aber bald nach der Eröffnung dieser Brücke, die der Deutsche Roebling gebaut hat, heraus, daß sie allen Verkehr erhielt, den sie fassen konnte, und seither war die Frage neuer Verbindungswege brennend geworden. Zehn Jahre später, um 1893, wurde die zweite Brücke geplant, zunächst von einer Privatgesellschaft, deren Landbesitz dann aber von der Stadt übernommen wurde, und Ingenieur L. L. Rud, geb. 1837, entwarf 1895 den Brückenplan. Derselbe Ingenieur erwarb sich auch durch die 1897/98 aufgeführte neue stählerne Bogenbrücke über den Niagarafluß Ruhm, denn sie ist bei einer Spannweite von 253 Meter die größte in ihrer Art. Die neue New Yorker Brücke, die am Ende der Delanceystraße, etwa 2 1/2 Kilometer nördöstlich von der alten Brücke, den Fluß überschreitet, hat auf beiden Seiten eine Zufahrt von mehr als Kilometerlänge. Sie ist eine Hängebrücke, und die Stäbe wurden von den Roeblingschen Drahtseilwerken in Trenton geliefert, das Stahlwerk dagegen von der Pennsylvania Stahlgesellschaft. Im April 1901 wurde das erste Kabel aufgezogen; im November 1902 brannte das Holzgerüst des Turms auf der New Yorker Seite ab und beschädigte auch das Stahlwerk, sodaß eine Verzögerung in der Vollenbung der Brücke entstand. Vielleicht wird sie noch Ende d. J. dem Verkehr übergeben werden. Sie kostet 20 000 000 Dollar, da der Grundwert des freigelegten Landes eben sehr hoch ist. Diese außerordentlich langen Anfahrlänge hängen eng mit dem ganzen Problem zusammen, das die New Yorker Brücken stellen. Die Bundesregierung, von der die Erlaubnis zu Brückenbauten eingeholt werden muß, macht nämlich eine durchgängige Höhe von 40,5 Meter über dem Wasserstand des East River zur Bedingung, um den Kriegsschiffen freie Durchfahrt zu sichern. Auch dürfen außerhalb der Hafens- oder Docklinie keine Brückenpfeiler in das Flußbett etgebaut werden; auf diese Weise sind Spannweiten von 420 bis 480 Meter notwendig, und für diese Entfernungen läßt sich in ökonomischer Weise nur das System der Hängebrücke verwenden. An eine Bogenbrücke war nicht zu denken; denn ganz abgesehen von der Weite des Bogens wäre es nötig, während des Baues den riesigen Schiffsverkehr nach dem Long Island Sund durch Gerüste zu verstopfen, die zudem bei der starken Flußbewegung gar nicht aufgeführt werden könnten. Auslegebrücken würden aber bei solchen Spannungen ein so massenhaftes Fachwerk zur Versteifung benötigen, daß die Kosten sich außerordentlich hoch belaufen müßten. Lebrücken sind ja die neuen Hängebrücken viel ruhiger als die schwankenden Gefüge, die vor einem und zwei Menschenaltern aufgeführt wurden, da man viel kräftigere Versteifungsbalken und Fachwerk anwendet als früher, etwa als die Freiburger Hängebrücke über die Saane geführt wurde. Diese zweite Brooklyner Brücke heißt nun die Williamsburger, weil sie in diesem nördlichen Vorort Brooklyns landet; neben der Hauptspannung von 440 Meter hat sie zwei Seitenpannungen von je 180 Meter, die nach dem Auslegerystem ausgeführt sind. Außerdem sind aber seit einem Jahr zwei weitere Brücken über den East River im Bau, zu denen die ersten Pläne schon 1899 entworfen wurden, unter dem städtischen Brückenkommissar Shea, die aber dann von dem durch Bürgermeister Low eingesetzten österreichisch-amerikanischen Ingenieur Lindenthal, der seit mehr als 30 Jahren im Lande ist, abgeändert wurden. An dieser dritten und vierten Brücke werden zur Zeit Steinpfeiler errichtet. Die sogenannte Manhattanbrücke überschreitet den Fluß etwa 1/2 Kilometer oberhalb der alten Roeblingschen, beginnt aber an der Bowery und der Kanalstraße. Der Streit, ob diese Hängebrücke an Kabeln oder verholzten Warren (Chebars) aufgehängt werden soll, brennt zur Zeit lichterloh; Lindenthal und der Bürgermeister wollen eine Chebar- (wörtlich Drehbaren) Brücke, aber der Stadtrat ist dagegen. Eine solche Barre ist etwa 15 Meter lang, 5 Centimeter dick und muß für die Spannung von 440 Meter 45 Centimeter breit sein; durch die Drehen an beiden Enden wird sie mit den anschließenden Warren verholzt; bisher haben die Walzwerke aber nur Chebars von 40 Centimeter Weite hergestellt und mühten sich auf die neue Weite erst einzurichten. Es wird aber von Lindenthalerischer Seite behauptet, dies würde einen wirklichen Fortschritt in Brückenbau bedeuten. Eine Brücke mit 40 Centimeter Chebars ist zur Zeit im Quebel im Bau. Eine andre Neuerung an der Manhattanbrücke ist die ausgiebige Verbindung von Nadelstahl. Die letzte Brücke endlich heißt die Blackwells Island-Brücke, weil sie von der 59.—60. Straße an über jene Insel nach Long Island City führt. Dies ist nun eine Ausleger- oder Cantileverbrücke, wie sie bei dem Firth of Forth in so großartigem Maßstab angelegt wurde. Nach dem deutschen Ingenieur Gerber, der sie zuerst für große Spannungen gebrauchte, nennt man diese Art Brücken auch Gerberische. Der Grundsatz da-

bei ist, daß ein fortlaufender Brückenbalken mit Versteifungen vom Pfeiler aus nach beiden Richtungen gebaut wird, dessen beide Arme sich das Gleichgewicht halten. Diese Blackwells Island-Brücke ruht auf sechs am Land stehenden Pfeilern, die weitesten 295 und 350 Meter auseinander. Sie wird 12 000 000 Dollar kosten und die Manhattanbrücke 16 000 000, sodaß die vier großen Brooklyner Brücken einen Aufwand von 270 000 000 Mark nötig machen. Es wird jedenfalls aber noch drei bis vier Jahre dauern, bis sie alle dem Verkehr übergeben sind. —

Humoristisches.

— Ein modernes Kind. Klavierlehrerin: „Falsch! — Noch einmal!“
 Elschen (enttäuscht): „Wenn ich nicht so spielen darf, wie ich es empfinde, dann dank' ich überhaupt für die ganze Musik!“
 — Borwickige Frage. Der kleine Mucki hat seinen Schulatlas verlegt. Die Tante will ihm den irigen holen, den sie unter andern Jugenderinnerungen sorgsam aufbewahrt hat. Da meint Mucki: „Aber, Tante, ist denn da auch Amerila schon d'rauf?“
 — Zweierlei Schmerz. Vater (der sein Söhnchen mit dem spanischen Rohr gezüchtigt hat): „Glaube mir, Fritz: daß ich Dich bestrafen mußte, schmerzt mich viel mehr als Dich!“
 Frischchen (weinend): „Aber nicht an derselben Stelle!“
 („Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Eine zweitägige Fest-Aufführung plant die Neue Gemeinschaft für den Anfang September. Bilder, Gruppen-Aufführungen und Bühnenspiele im Charakter des 17. Jahrhunderts sollen gebracht werden. Eines der besten der damaligen Dramen, das Spiel von „Jemand und Niemand“, nebst einem sich daran anschließenden Fideleheringspiel wird aufgeführt werden. Außerdem plant man für die beiden Tage die Aufführung eines Schäferspiels, des „Aminia“ von Tarquato Tasso sowie des „Peter Squenz“ von Andreas Gryphius. Eine Sitzung des „Palmenordens“ soll fingiert werden, in der Gedichte von Opiz, Flemming, Logau, Simon Dach u. vorgelesen werden, unterbrochen durch Instrumental- und Gesangsvorträge aus der Musikliteratur des 17. Jahrhunderts.
 — Der Vorstand des Vergtheaters in Thale am Harz fordert die deutschen Dramatiker auf, Bühnenstücke (tragische und komische Schauspiele, Vers oder Prosa, Chorgesang, Tanz), deren Stoffe der deutschen Volkssage und Geschichte entnommen sind, einzusenden. An Stelle der Zwischenakte, die für die Eigenart des Landschaftstheaters nicht passen, kann Musik treten. Eine Spieldauer von 2 1/2 Stunden darf nicht überschritten werden. Letzter Einlieferungsstermin ist der 1. Februar 1904.
 — Der Verein zur Förderung deutsch-evangelischer Volks-Schauspiele plant für den November eine Aufführung von Heinrich Schopenhauer's Volksstück „Die Dorf- und Stadtmusikanten“ im Neuenkönigl. Opern-Theater.
 — Hugo Wolfs künstlerischer Nachlaß wird demnächst durch den Musikverlag Lauterbach u. Ruhn in Leipzig veröffentlicht werden. Er umfaßt an größeren Werken die sinfonische Dichtung „Penthesilea“, den Hymnus „Christnacht“, das Streichquartett in D-moll, den ersten Satz einer „Italienischen Serenade“ und moderne Lieder.
 — „Der häusliche Herd“, Volksstück von August Reibhart, fand bei der Erstaufführung im Wiener Raimund-Theater freundliche Aufnahme.
 — Eugen d'Albert hat eine Oper „Ziefland“ vollendet, die am Deutschen Landestheater in Prag die Erstaufführung erleben wird.
 — Hans Pfitzners Oper „Rose vom Liebesgarten“ ist von den Hoftheatern in München und Mannheim sowie vom Stadttheater in Bremen zur Aufführung angenommen worden.
 — Der griechische Archäologe J. Eboronos arbeitet an einem Sammelwerk mit deutschem Begleittext, das die Kunstschätze des Athenischen Nationalmuseums in genauester Wiedergabe enthalten soll.
 — Lebende Wisons. Nach einer Zusammenstellung in einer amerikanischen naturwissenschaftlichen Zeitschrift giebt es in den Vereinigten Staaten noch 8 reinrassige Stüde im Lost Park (Colorado), 22 Stück im Yellowstone Park in Kanada und 600 in der Umgebung des großen Sklavensees. Außerdem werden in Gefangenschaft gehalten 886 reinrassige Tiere und 227 Bastarde in den Vereinigten Staaten, in Kanada 44 reinrassige Tiere und 34 Bastarde, in Europa 114 reinrassige Exemplare und 14 Mischlinge.
 — Schönes Deutsch findet sich auf einem Anschlag an einem öffentlichen Brunnen im hannoverschen Soolbad Salzdetfurth: „Das Beschmutzen und Wasserhöhlen von Kindern unter zehn Jahren ist verboten.“